

Gesühnte Schuld.

Von Elsa Zinker.

(Fortsetzung.)

Brigitte hatte bald ihre Mission beendet und machte sich wieder auf den Heimweg. Das Schloß lag ziemlich weitab vom Dorfe auf einer Anhöhe, umgeben von prächtigen Parkanlagen und blühenden Gärten.

„Der Trunkenbold ist jetzt gestorben“, sagte Brigitte zu einer alten Frau, die im Orte die Leichen besorgte und eben die Landstraße daherkam.

„Ja, in der Nacht“, erwiderte diese und blickte wohlgefällig auf die sauber gekleidete Brigitte. Wenn sich alle Leute so halten würden, wäre es gut, aber es war wirklich ein Jammer, wie gar viel Schmutz und Unreinlichkeit oft in den niederen Hütten herrschte.

„Wissen Sie, Wallnerin, er hat mir einen Kutscher Jean einmal halb totgeschlagen. Heute noch hat er seine Kraken im Gesicht.“

Die Wallnerin lächelte. Der Jean war der Jungfer Brigitte ihr Liebhaber, da war sie freilich nicht gut auf den Krämer zu sprechen.

„Er ist jetzt tot. Man soll einem Toten nichts Schlechtes nachsagen“, erwiderte die Wallnerin.

„Allerdings, recht haben's. Er hat auch seine Straß' bekommen. Könnt' ihm noch leben, wenn er nicht gar so getrunken hätt.“

„Straß', wieso?“ fragte die Wallnerin verwundert.

„Nun, er hat doch einen Unfall erlitten, an dem er gestorben ist.“

„Ach so, so legen Sie es aus. Das kann zwar dem bravsten Mann passieren. Er war ja schlimm und ein wilder Gesell, doch früher war der Krämer ein liebes Bürschlein und der schönste Bub im Dorfe.“

„Es mag sein“, sagte Brigitte gleichgültig. „Nichts für ungut Mutter Wallner und adieu.“

„Behüt Gott, Jungfer Brigitte“, sagte die Frau und trollte langsam ihren Weg weiter.

Kloß eilte Brigitte ihrer Dienststelle zu und hatte auch bald das Schloss erreicht. Sie begab sich in die Wäsendestube, woselbst bereits das Pflanzbrot auf dem großen, weißgeputzten Tische stand. — Allmählich versammelte sich das Schlosspersonal in dem freundlichen Räume und ließ sich die vorgerückte Mahlzeit munden.

„Warst wieder im Dorfe und hast denen einen Bären auf

gebunden?“ jagte die behäbige Köchin Anna und lachte über das ganze blühende Gesicht.

Brigitte tat etwas beleidigt, während ein schelmisches Lächeln um ihre frischen Lippen schwebte.

„Kann ich dafür, daß die Menschen so dümm sind. Abregens hab' ich ihnen auch Tatsachen verraten. Das ganze Dorf ist erwartungsvoll, was hier alles geschieht. Und das ist recht und ichen. So sind wir stets der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Für uns hat man Interesse. Aus der Ferne blicken sie nach den Türmen des Schlosses, das in ihren Augen geheimnisvoll und interessant ist.“

„Laß doch die alten Geschichten begraben, wenn es der Graf oder seine Tochter erfährt, kann es dir schlimm ergehn. Du kennst ihn genau, er versteht keinen Spaß. Wenn er merkt, daß alles

ins Dorf getragen wird, so ist er höchst erbittert.“

Brigitte erschrak, doch nur einen Moment, dann sagte sie getränkt: „Du stellst mich als die ärgste Klatschbabe hin. Wenn die Leute fragen, muß ich doch Antwort geben und müßiger Kengier etwas aufzubinden, ist doch kein Verbrechen.“

„Ich mein's ja nicht so schlimm, Brigitte“, sagte Anna. Sie waren jetzt allein, denn die andern hatten bereits die Wäsendestube verlassen. „Gerate nur nicht gleich aus dem Häuschen“, fuhr Anna fort. „Ich rate dir nur, halte in Zukunft deine Zunge mehr im Zaum. Der Graf hat neulich eine Bemerkung fallen lassen, da ich sicher bin, daß irgendeine unbedachte Äußerung von dir weiter verbreitet worden ist.“

„Lieber Himmel“, sagte Brigitte erleidend. „Was war es nur? Sprich, Anna. Ich habe nie etwas Schlechtes über meinen Dienstherrn gesagt.“

„Das behauptet ja niemand. Nur müßt du etwas vorsichtiger sein.“

„Du magst recht haben“, entgegnete Brigitte. Sie hatte keinen Bissen genossen, nicht allein wegen Annas Worten, die ihr allerdings auch zu denken gaben, doch der Kutscher Jean hatte vorhin mit der kleinen Küchenmagd geliebäugelt, die seit zwei Tagen im Schlosse weilte und die die gnädige Gräfin, wie man sie auf Befehl des alten Grafen nennen mußte, mitgebracht hatte. Jean hatte sie nicht beachtet und nie das Wort an sie gerichtet, was sonst vorkam. Bri-

gitte war so gut wie versprochen mit ihm und er schaute nun nach einer anderen. Die Eiferjacht war in ihr erwacht. Bis jetzt war Brigitte siegesicher und seiner Liebe gewiß gewesen. Nun kam ihr die Sache nicht ganz geheuer vor. Was hat er nach an-



Denkmal für den ersten von Pasteur gegen Tollwut geimpften Menschen in Paris. (Mit Text.)

deren Mädchen zu sehen; wenn sie bei Tisch fast neben ihm saß. — Eben betrat Jean wieder die Gefindestube. Er schien etwas vergesslich zu haben, blinzelte aber höchst belustigt nach seiner Liebsten.

„Nun, Brigitte, was ist dir heute über die Leber gelaufen? Machst kein sehr erregtes Gesicht“, sagte er zu dieser, während über sein hübsches Gesicht ein heiteres Lächeln zuckte. Er hatte wohl bemerkt, daß sich Brigittens Herz eifersüchtig geregt, als er nach der blonden Mariell geschaut. Sie hatte wirklich keine Ursache dazu, denn wenn er auch einmal ein hübsches Mädchen beachtete, so war dies noch lange kein Grund zu solchen Vermuthungen.

Brigitte lächelte auch sogleich wieder versöhnt zu dem starken Menschen empor. Er war doch ein guter, freier Mann, und sie eine alberne Trine, die sich über das kleinste aufregen konnte. In Zukunft wollte sie es besser machen.

„Ich habe durchaus keinen Grund, trübe zu blicken“, sagte sie und bligte Jean mit ihren hübschen Augen verliebt an. Dieser faßte ihre Hand und beugte sich zu dem Mädchen nieder.

„Das meine ich auch“, entgegnete Jean. „Am Herbst ist Hochzeit. Der Herr Graf wird schon ein kleines Nest für uns finden und die Brigitte ist ehrsame Frau kutscher Balbern. Na, was sagst dazu?“ schloß Jean siegesicher.

„O, liebster Jean, wach ein Glück“, jubelte Brigitte und küßte herzlich den Mann an ihrer Seite.

„Wahr und wahrhaftig, so ist's“, sagte Jean und streichelte Brigittens blühende Wangen.

„Nehet aber an die Arbeit, zu Mittag sprechen wir uns wieder.“ Er erhob sich, warf seiner Braut noch einen zärtlichen Blick zu und schritt in seiner strammen Haltung zur Türe hinaus.

Brigitte rief ihm noch einen Gruß nach und verpackte eine Weile sinnend an ihrem Plats. Sie merkte nicht, wie Anna, die stöhnend schon eine Zeitlang lächelnd betrachtete. Die waren verlobt. Herrgott noch einmal, das war eine Liebe. Anna hatte wenig Sinn für solche Sachen. Seit ihr ihr einstiger Verlobter mitren geworden, wollte sie nichts von den Mannsleuten mehr wissen.

Brigitte aber dachte, wie schmutz und fein ihr Liebster ausah. Fast wie ein Graf. Wahrlich, jede Maid in der Runde konnte sie um den Mann beneiden.

„Brigitte, die Gräfin“, sagte jetzt Anna zu der von ihrer Zukunft träumenden Kammerjungfer. Brigitte schnellte von ihrem Sitze auf und begab sich schleunigst in die im ersten Stocke gelegenen Gemächer der Frau Gräfin.

„Brigitte“, erklang es vom Fenster her, als diese in das Zimmer trat. Gräfin Adelaide saß an ihrem kleinen Schreibtisch, eine Menge Brieffschaften ordnend, die teilweise wohl noch aus ihrem Mädchenleben stammen mochten.

„Brigitte, bringen Sie die Briefe dem Diener, damit sie so rasch als möglich befördert werden. Legen Sie mein schwarzleidenes Straßensößlein heraus, ich will eine Fahrt in die Stadt machen. Ist meine Tochter noch nicht von ihrem Morgentritt zurück?“

„Ich habe das gnädige Fräulein noch nicht gesehen“, erwiderte Brigitte, die Befehle ihrer neuen Herrin ausführend.

„Es ist gut“, entgegnete die Gräfin und die Kammerjungfer verließ das Gemach.

Gräfin Adelaide hatte nach dem Tode ihres Gatten, eines bürgerlichen Offiziers, auf Wunsch ihres Vaters wieder ihren Mädchenamann angenommen, d. h. sie wurde Frau Gräfin genannt, nicht stomtesse, wie in ihren Mädchenjahren.

Gräfin Adelaide ist eine große, schlankte Gestalt, mit dunklem Haar und dunklen Augen und einem feinen, blassen Gesicht, dessen gültiger Ausdruck jedermann Wohlgefallen und Sympathie einflößt. Augenblicklich ist ihr Antlitz sehr ernst. Sie blickt gedankenverloren auf all die vielen Blätter, Kärtchen und Andenken aus einer lang vergessenen Zeit. Ihr Mädchensein wird lebendig. Sie sieht sich in diesen Räumen, umgeben von ihren Lieben, von der Mutter, die schon bald zwei Jahrzehnte in der kühlen Erde schlummert, von dem Schwesterlein, das im zehnten Lebensjahre einem tödtlichen Leiden erlegen war. Nacht streicht die Gräfin über das dunkle Haar. Fort mit all diesen Gedanken, sie will vergessen. Sie hat abgeschlossen mit der Vergangenheit, mit allem, das einst ihr Dasein hell und licht machte.

Da geht die Thür. Eine schlankte Mädchengestalt tritt über die Schwelle.

„Guten Morgen, Mama“, sagte die junge Dame, eilte auf die Gräfin zu und küßte zärtlich die Mutter.

„Wie erhist du bist, mein Liebling“, sagte diese und strich über ihres Kindes blondgelocktes Haar, das außer den schönen großen blauen Augen fast die einzige Schönheit des jungen Mädchens war.

„Ich habe mich beim Heimritt etwas beeilt. Ich bin zu weit geritten und mußte die Zeit wieder einholen. Es war herrlich, Mama. So ein Sommermorgen im Walde ist einzig. In der Stadt weiß man nichts davon, wie leben die Menschen da kümmerlich und eingeeengt in Steine und Mauern.“

„Dies ist richtig, ich kenne es von meiner Jugend her“, entgegnete die Gräfin.

„Mama, der Großvater ist so streng“, sagte Lisa, sich an die Mutter schmiegend. „Ich würde so gerne im Hause von Hildegards Eltern verkehren. Sie fordern mich täglich auf, sie zu besuchen und meine Weigerung können sie nicht begreifen. Leg' doch ein gutes Wort für mich bei dem hartherzigen Manne ein und bitte ihn, daß er meinen Wunsch erfüllt. Ich habe Hildegard während der kurzen Bekanntschaft so lieb gewonnen und unser gegenseitiger Verkehr würde uns beiden in der ländlichen Stille von Vorteil sein.“

Gräfin Adelaide wurde blaß und vernied es, ihrem Kinde in die Augen zu blicken. Sie hat es vorausgesehen, daß es so kommt, sie hätte von Anfang an die Freundschaft der beiden Mädchen nicht protegieren sollen. Nun war es schon so. Sie versprach daher, mit dem Großvater zu reden und ihn nachgiebig zu sein, da Werensbolds äußerst gute und feingebildete Menschen waren und sie kein Unrecht darin sah, wenn ihre Lisa mit den selben verkehrte.

„Ich will morgen dem Großvater dein Anliegen vortragen und dir dann Bescheid sagen. Heute muß ich in die Stadt, wach du mich begleitest, Lisa?“

„Ach, Mama“, Lisa verzog ein wenig den Mund, „muß es heute sein? Ich hab' mich so auf den Mittag gefreut, da wir gemächlich auf der Terrasse beisammen sein können. Außerdem wolltest du mir aus deinem Mädchenleben erzählen, das du hier im Schlosse verlebtest.“

„Na, Kind, leider läßt es sich nicht aufschieben. Ich habe zu treffen meines verstorbenen Vaters Wichtiges zu besorgen. Sie wählen dann einen anderen Tag. Ich hätte heute keine Ruhe, bis ich alles hinter mir habe. Wir wollen uns dann unseres Lebens freuen, nicht wahr, Lisa? Du hast bis jetzt für dein Alter schon viel ernste Tage gesehen, nun sollen heitere, sonnige Zeiten für dich kommen.“ Voll mütterlicher Liebe blickte die Gräfin auf ihre Tochter, die der Mutter Hände faßte und sich einverstanden gab.

„Leiste dem Großpapa Gesellschaft. Er ist sehr gut und liebt dich innig. Nur ist sein Herz in den Jahren seiner langen Einsamkeit etwas altmodisch und er selbst den Menschen gegenüber finst und unzugänglich geworden. Doch glaube mir, mein Vater ist ein überaus gültiger Mann. Du kannst ihn dann vielleicht selbst um seine Erlaubnis, Hildegard zu besuchen, bitten.“

Nachdenklich blickte Lisa auf ihre schlankte Hand. Der Großvater weichherzig und liebevoll. Nein, sie hat bisher stets das Gegenteile wahrgenommen. Und sie fürchtete sich fast, mit demselben allein zu sein. Doch mit der Mutter nach der Stadt zu fahren, schien ihr ebensowenig verlockend.

Sie wollte sich bemühen, die Eisrinde, die wohl um des Großvaters Herz lag, zu schmelzen. Wenn es ihr Mütterlein sagte, mußte es so sein.

„Ich habe schon den Wagen bestellt und will noch Toilette machen“, sagte die Mutter. „Geh jetzt, mein Herz, und sich nach dem Großvater. Er ist im Park und von meiner Ausfahrt unterrichtet.“

„Wie du meinst, Mama“, erwiderte Lisa. Sie konnte sich noch nicht so recht in all das Neue hineindenken. Kaum acht Tage waren sie beim Großvater und nach ihrer Meinung verkehrte die Mutter mit diesem, trotz aller Liebe und allem Lob, das sie ihm spendete, förmlich und gezwungen. Die Mama war ja lange nicht daheim gewesen, das würde mit der Zeit schon anders werden, daher sagte Lisa zur Mutter:

„Adieu, Mama, und gute Fahrt. Zum Abend bist du doch wieder hier? Oder gedenkst du länger fortzubleiben?“ fast ängstlich klangen die letzten Worte. Lisa machte nicht allein, ohne die Mutter im Schlosse sein.

„Natürlich, ich bleibe nur wenige Stunden weg. Also leb wohl und unterhalte dich gut. Du mußt dich auch an die Einsamkeit gewöhnen, von der Großstadt kommend, ist es doch sehr still hier.“

„Ich liebe die Stille und Abgeschlossenheit“, sagte Lisa. Ein ernster Zug legte sich um ihren Mund.

„Ja, leider zu sehr für ein so junges Kind wie du“, erwiderte die Mama mit leichem Nimmer. „Allzuviel Abgeschlossenheit ist dem Menschen nicht gut, besonders in deinem Alter. Wir brauchen die Menschen, wenn sie uns auch nicht immer sympathisch sind.“

Sie küßte Lisa auf die Stirn. Beide verließen das Zimmer, nachdem die Gräfin ihre Brieffschaften wieder eingeordnet hatte. Lisa geleitete die Mutter bis an die Türe ihres Schlafgemachs und nach einem herzlichen Abschied von der Gräfin suchte sie den Großvater im Park auf.

Wald erreichte sie den Grafen, der auf einer Bank sitzend, sich mit Hektor, dem großen Jagdhund, beschäftigte. Hektor war ein kluges Tier, sein Herr hatte ihn allerhand Kunststücke gelehrt. Er konnte irgendeinen Gegenstand, Stod, Schirm oder dergleichen, den der Graf verborg, leicht und ohne viel Mühe wieder entdecken und seinem Herrn bringen. Als Lisa näher kam und

das Auge Tier beobachtete, lachte sie herzlich über dessen Manö-
vriren. Auch der Graf lachte, sein finstres Gesicht erhellte sich
zusehends. Eine freundige Empfindung bemächtigte sich Lisas.
So, das war gut. Jetzt sah der Großvater viel besser aus, man
verlor ihm gegenüber seine Scheu.

„Das ist recht, daß du mich alten Mann aussuchst“, sagte der
Graf zu Lisa und machte eine einladende Bewegung, daß sie neben
ihm Platz nehmen solle. Lisa ließ sich neben dem Großvater
nieder. Sie unterhielten sich eine Weile über Hektor, der nun
seines Amtes enthoben, still und friedlich zu Füßen seines Herrn
lag und ab und zu aus klugen Augen nach dem Grafen und Lisa
blinnte. Lisa mußte unwillkürlich lächeln. Schien doch der Blick
des Tieres zu sagen: „Es freut mich, daß du meinem Herrn Gesell-
schaft leistest, den wohl niemand so gut kennt als ich, sein lang-
jähriger Freund und Begleiter.“

„Wie gefällt es dir im Schlosse, mein Kind? Langweilst du
dich nicht manchmal. Die Stadt bietet doch solch jungem Gemüt
viel mehr Annehmlichkeiten und Zerstreuungen.“

„Allerdings“, erwiderte Lisa gleichmütig. „Ich lebe gern auf
dem Lande und vermisse das Stadtleben nicht allzusehr. Übrigens,
ist es hier nicht herrlich? All meine Freundinnen in der Stadt
wären mich um diese Wälder, diesen Park und all das Neue und
Schöne beneiden.“

Überrascht wandte sich der Großvater nach seiner Enkelin.

„Wahrhaftig, Kind, du gefällst mir“, sagte er. „Schlägst wohl
in dieser Beziehung dem Großvater nach. Ob es gut für dich ist?“
leiste er leiser hinzu. Prüfend streifte sein Blick Lisas junges Profil.

„Lieber Großvater, wir wollen nicht über die Zukunft grübeln.
Was kommt, kommt doch, ob so oder so. Jedenfalls fühle ich mich
bei dir sehr froh und glücklich, besonders da wir in der letzten Zeit
durch Papas Tod in der Stadt viel schwere Tage erlebten. Und
wenn du denkst, daß ich es hier zu einsam habe, dann führe mich
doch in die Familie Werenbold ein. Mit der Tochter Hildegard
hebe ich schon Bekanntschaft gemacht.“

Wie von einem elektrischen Schlag getroffen, fuhr der alte
Herr von seinem Sisse auf und maß seine Enkelin mit einem mis-
trauischen, fast haßerfüllten Blicke.

„Ich sage es ja. Komme in das Haus gekommen und schon
jederzeit sich das Gesindel an meine Nachkommen heran. Lisa,
ich sage dir, so lange du unter meinem Dache weilst, verbiete ich
dir jeglichen Umgang mit dieser Familie, oder du bist meine Enkelin
nicht mehr. Ich lade dir all deine Freundinnen aus der Residenz
ein, du sollst hier nicht verfallenen, nur mit diesen Leuten will ich
nichts zu tun haben. Sie sollen nie mein Haus betreten.“

Lisa ist so erschrocken, daß sie kein Wort der Erwiderung findet.
Sie ist totenbläß geworden und schaut den Großvater mit ent-
setzten Augen an. Sie hat wirklich nicht so unrecht gehabt, sich zu
irrechten. Hu, wie böse konnte er aussagen, wie finstere blinnten
die dunklen Augen, wie ein Drohen lag es auf seiner Stirn.

„Großvater“, sagte sie endlich ganz niedergeschmettert, „ich
habe nicht gewußt, daß du dieser Familie zürnst und werde daher
keinen Verkehr mit ihr suchen, wenn du es nicht wünschst. Ich
weiß ja nicht, was dich zu dieser Maßnahme zwingt, doch glaube
mir, Werenbolds, besonders die Tochter, sind keine bösen Men-
schen. Sicher gehst du darin zu weit in deinem blinden Haß.“

„Schweige“, fast herrlich klangen diese Worte. „Du hast keinen
Grund, meinen Worten Zweifel beizulegen.“

Lisa zuckte zusammen und der Großvater, dies bemerkend,
wurde freundlicher und faßte die Hand des jungen Mädchens.

„Brauchst dich nicht zu ängstigen, Kind“, lächelte der alte Herr.
„Verzeih, wenn ich dir etwas barsch entgegengetreten bin, doch
schon bei Nennung dieses Namens erwacht in mir ein heftiger Zorn.
Frage nicht weiter. Es tut mir leid, dir nicht zu Willen sein zu
können. Ich bin ein Fermond und kann meine Gesinnung nicht
wie einen Handschuh wechseln. Oder würdest du mir dies zumuten?“

„Nein, Großvater“, entgegnete Lisa. „Man kann jedoch ver-
zeihen.“ Setzte sie zaghaft hinzu, „eine Schuld kann gesühnt werden
und wie schön ist es, wenn wir Menschen das erlittene Unrecht
verzeihen können.“

„Wohl hast du recht. Hier liegt indes der Fall anders. Ich
kann es dir nicht klarlegen. Ich hege nichts Böses gegen Weren-
bolds, nur möchte ich sie nie wieder in meiner Nähe wissen.“

„Beruhige dich, Großvater, ich werde Werenbolds Haus mei-
den, du kannst dich auf mich verlassen. Nie würde ich dir zu-
widerhandeln, da ich nun weiß, daß es dir wehe tut.“

„Lieber, gutes Kind“, sagte der Großvater, während es in
seinem Gesichte zuckte und ein schmerzliches Lächeln auf sein Antlitz
trat. „Ach danke dir für deinen Gehorsam. Ich werde dich nach
Möglichkeit für den verweigtenen Wunsch zu entschädigen suchen.
Nicht aber laß mich allein. Die alte Geschichte hat mich etwas
begeißelt. Lustwandle im Park und sieh dir unseren Pavillon
an. Er ist so recht für dich geschaffen.“

„Gerne, Großvater“, erwiderte Lisa und reichte dem Grafen die
Hand. Dieser küßte seine Enkelin und schob sie dann leicht von sich.
Als Lisa langsam tiefer in den Park schritt, blinnte ihr der
Großvater mit zusammengezogenen Brauen nach.

„Wie lange muß ich es noch tragen“, flüsterte er. „O, Mutter,
wenn du geahnt, was du mir angetan, als du für mein Leben so
glänzend geforgt, du wärest erschrocken vor dem inhaltschweren
Schritt zurückgewichen, wenn du gewußt, wie elend du mich da-
durch gemacht. Und stets von neuem muß ich daran erinnert
werden. Hab' ich mich je über meinen Reichtum freuen können.
In der ersten Zeit wohl, doch später ist er mir zur Last geworden.
Wahrlich, wenn meine Tochter und Enkelin nicht wäre, ich würde
an meinen ursprünglichen Platz zurückkehren. Ein anderer säße
dann auf diesem Boden. Es ist so schwer, o so schwer, stöhnte
der Graf und bedeckte einen Augenblick sein Antlitz.“

„Hallo, Graf, wo steckst du denn!“ rief eine gemüthliche
Stimme. Ein hochgewachsener, graubärtiger Herr trat auf den
Grafen zu, ihn freundlich begrüßend.

Graf Fermond lächelte wie erkost. Sein Freund, Baron von
Mene, verstand es, ihn bei Laune zu erhalten, alle trübten Sie
denken und Verstimmungen zu verschleichen; man durfte nur in
sein heiteres, zufriedenes Antlitz blicken.

„Es ist nett von dir, mich gränlichen alten Mann aufzusuchen.
Hast du gute Nachrichten von deinem Sohne?“

„O, ausgezeichnete. Der Junge macht sich famos und wird
denmächtig hier eintreffen. Übrigens habe ich dir noch nicht gesagt,
daß Konstantin zum Oberleutnant befördert wurde.“

„Ich gratuliere“, sagte der Graf, während beide Herren dem
Schlosse zuschritten.

„Sei heute mein Gast, Gernont. Meine Tochter ist ausge-
fahren und kehrt erst zum Abend zurück. Es würde mich doppelt
freuen, wenn du durch deine Gegenwart unser einsames Mahl
etwas erheitern würdest.“

„Ich muß leider dankend ablehnen“, entgegnete der Baron.
„Ich habe heute mit meinem Inspektor Wichtiges zu beraten und
muß bald zurück sein. Ein andermal werde ich gerne deiner Ein-
ladung Folge leisten. Die Hauptsache indes, die mich herführt, ist,
dich um eine kleine Gefälligkeit zu bitten. Ich hörte gerne dein
Urteil über die Familie Werenbold, da sich mein Sohn lebhaft
für Fräulein Werenbold interessiert. Kannst du mir Werenbolds
empfehlen? Du kannst dir denken, daß ich Rücksichten auf mein
Haus nehmen muß. Werenbolds sind mir völlig unbekannt, da
ich noch nicht lange hier ansässig bin. Das junge Mädchen macht
zwar einen vertrauenerweckenden Eindruck und ihr Benehmen
berechtigt sie, sich in unsere Kreise zu stellen. Ich bitte dich daher
nochmals um deine Meinung, weißer Salomo.“

(Fortsetzung folgt.)

Feurige Kohlen.

Eine Bauerngeschichte aus dem Taunus von Fritz Kiesel.

Feindliche Seelen.

Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, tut wohl denen,
die euch hassen, bittet für die, so euch verfolgen und belei-
digen! Sammelt feurige Kohlen auf die Häupter eurer Wider-
sacher, dann wird euch des Heiles Pforte erschlossen sein! Amen.“

So hatte der Herr Pfarrer seine Predigt beendet. Klüsternd
und einander anstoßend verließen jetzt die Andächtigen unter dem
machtvollen Klängen der Orgel das Gotteshaus.

„Uff wien des gemünzt war, des kann mer sich dente, Mutter!“
sagte draußen angekommen ein kraustöpfiger Bursche zu seiner
Begleiterin, einem gebüdt gehenden weißhaarigen Mütterchen.
„Alles, daß de Herr Pfarrer nit mit dem Finger uff mich gedeut
hot! Aber der hot gut rede! Wenn der in meine Schuh stünd,
wär er aach nit des geduldig Lamm, wo sich alles gefalle läßt.“

„Reg dich doch nit uff, Willem!“ unterbrach die Mutter den
Sprechenden, indem sie die blauen Augen mit einem unendlich
sanften Ausdruck zu ihm erhob. „De Herr Pfarrer maant's gut,
un was er do gefagt hot von dene feurige Kohle, do hot er jo
so recht - - so recht! Ich kann selbst devon e Liedche singe.“

Wilhelm Köhler machte mit der Hand eine abwehrende Be-
wegung und schwieg, wahrscheinlich weil sich die in der Nähe
befindlichen Kirchgänger sichtlich Mühe gaben, etwas von dem
Zwiesgespräch zwischen Mutter und Sohn aufzunehmen. Er
wollte nicht, daß der ostenkundige Zwiß, in dem er mit seinem
Nachbar, dem Branders Karl lebte, in der Öffentlichkeit noch breiter
getreten würde, wie dies schon seit zwei Jahren geschah. Ärgerlich
genug, daß der Herr Pfarrer in seiner Predigt darauf hingeziel
hätte! So schritt er stumm an der Seite der Mutter durch den
herrlichen Maienitag dahin, nicht achtend der Blütenpracht, mit
welcher die rechts und links in den Hausgärten stehenden Obst-
bäume und Sträucher geschmückt waren, und des fröhlichen Ge-

iangs der Vögel, der aus den das Dörflein umgebenden Bergwäldern erklang. Mußte denn die Geschichte immer wieder aufgerührt werden und mußten die Leute immer wieder den Versuch machen, eine Versöhnung zustande zu bringen? Sie sollten ihn doch ein für allemal in Ruhe lassen — er wollte im ganzen Leben nichts mehr mit Karl Brander, diesem Heintücker, zu tun haben, der ihn so schändlich betrogen hatte und ihn schikanirte, wo er nur konnte. Die Welt war ja groß genug, daß jeder seinen eigenen Weg gehen konnte, und war es auch peinlich, mit dem nächsten Nachbar in Feindschaft zu leben, so mußte man sich eben daran wie an etwas Unabänderliches gewöhnen.

Wer ihm vor zwei Jahren gesagt hätte, daß er und Karl Brander sich jemals entzweien würden, den hätte er einfach ausgelacht und hätte ihm erklärt, daß das ein Ding der Unmöglichkeit sei. Denn seit den Bubenjahren waren sie die besten Freunde

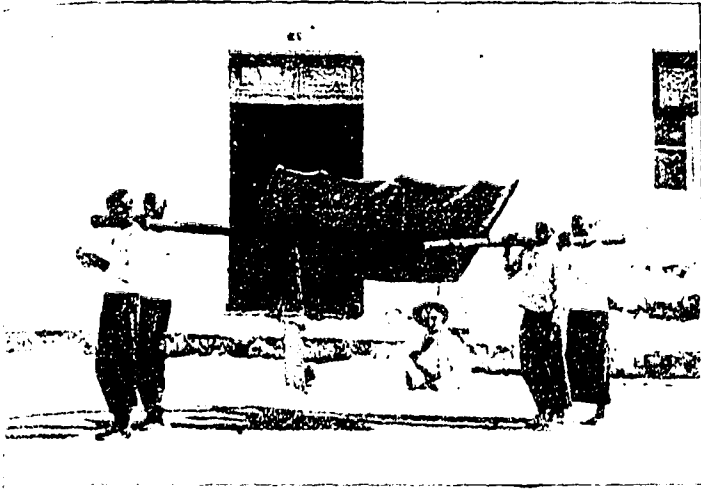
sein Herz ausgeschüttet und hatte ihn gebeten, ihm, dem geliebten, Gelegenheit zur weiteren Annäherung zu geben. Ein eigentümlich verlegenes Wesen hatte da Karl Brander gezeigt und hatte erregt gefragt, ob er, Wilhelm, bereits Lenchen gegenüber von seiner Neigung gesprochen habe und wie sein Geständnis von dem Mädchen aufgenommen worden sei. Wilhelm mußte der Wahrheit gemäß erwidern, daß es zu einer Aussprache zwischen ihm und dem Mädchen allerdings noch nicht gekommen wäre, daß er aber aus dem ganzen Verhalten Lenchens schliesse, daß er ihr als Freier willkommen sei, worauf Karl Brander unfernd sich entgegnet hatte, daß er sich nicht in fremde Liebeshändel hineinmische und es Wilhelm allein überlassen müsse, sein Glück bei Lenchen zu versuchen. Und von diesem Tage an ließ sich Karl nicht mehr sehen! Durch Bekannte erfuhr Wilhelm, daß der Freund jeden Sonntag in Lindenhofen verbringe, und kurze Zeit



Sinterkittig. Nach einem Gemälde von Müller Linale. (Mit Text.)
Photogravüre von Franz Sautmann in München.

und Kameraden gewesen, die unzertrennlich zueinander hielten und von denen der eine immer nur in Begleitung des anderen bei jeder Gelegenheit gesehen wurde. Da wurden vor zwei Jahren die Freundschaftsbände plötzlich gelöst, und zwar durch die alte Ursache männlichen Zwistes — durch das Weib. Karl und Wilhelm setzten gemeinsam das Kirchweihfest in dem etwa vier Stunden von ihrem Heimatort Buchenbain gelegenen Dorfe Lindenhofen an, und dort hatte das Herz Wilhelm Nöblers zum ersten Male in seinem Leben Feuer gefangen, und zwar an den blauen Augen seiner Tänzerin, so daß er beschloß, dem Junggesellenleben bald zu sagen und sich um das schöne Lenchen Kiefer zu bewerben. Vorher wollte er die Sache mit seinem Freund Karl besprechen, der so ein weltläufiger Verwender der Auserlorenen war und der sich merkwürdigerweise den ganzen Nachmittag nicht auf dem Tanzboden hatte sehen lassen. Erst gegen Abend war er gekommen, als es schon Zeit gewesen war, den Heimweg anzutreten. Wilhelm hatte den Freunde auf diesem Wege

darauf sprach man im ganzen Dorfe davon, daß der Brander Karl bald Hochzeit mache, und zwar mit seinem weitläufigen Mädchen, dem Lenchen Kiefer in Lindenhofen. Einer solchen Treulosigkeit hatte Wilhelm den Freund nicht für fähig gehalten. Heimlich hinzugehen und sich in das Herz des Mädchens zu stellen, nachdem er erfahren, daß er, Wilhelm, bestimmte Absichten habe, das war eine Heintückererei sondergleichen. Daß Karl seines Unrechtes bewußt war, ging ja daraus hervor, daß er ohne irgendwelchen Grund den Verkehr mit ihm, dem alten Freunde, abgebrochen hatte, und als die Sache bei einem gelegentlichen Zusammentreffen zur Sprache gekommen war und Wilhelm die Bitterkeit in seinem Herzen in schweren Vorwürfen ergießte, hatte ihm der listige Karl nur erwidert, daß er ältere Rechte auf das Mädchen gehabt hätte und über seine Handlungen keine Rechenschaft zu geben habe. Ältere Rechte! Das war gewiß wie zweimal zwei vier ist, gelooen, denn da hätte der doch etwas davon wissen müssen! Wenn Karl Brander



Eine Sänfte in Mozambique. (Mit Text.)

erk durch seine, des Fremdes Vertrauensseligkeit, auf Lenchen aufmerksam gemacht worden, hatte wahrscheinlich plötzlich gemerkt, daß Lenchen Kiefer, die als gute Partie galt, auch für ihn passe, und war ihm heimlich in das Gehege gegangen. Nun



Die holländische Straffessel beim Krummhütchen.

er stinkt hatte ihm Wilhelm dies ins Gesicht gesagt, und da es zu einem heftigen Austritt zwischen den beiden gekommen, so damit endete, daß sie in bitterem Groll auseinander gingen. Immer mehr dem anderen bei späteren zufälligen Begegnungen die Feil bot. Von da an begannen die gegenseitigen nachbarlichen Reibereien, an welchen sich das beiderseitige Gefinde mit Behagen beteiligte. Bald entbrannte Streit darüber, daß sich die Hüßner in dem nachbarlichen Garten tummelten, bald wollte der eine nicht dulden, daß der andere das gemeinschaftliche Tor offen oder geschlossen halte, bald zankten sich Anechte und Mägde um irgend eine Lappalie. Dann ließ Karl

Stettin

die russische Hand- und Fußfessel. dem, ein noch seinem Hof gehendes Fenster in der Mitte des Hauses zumauern zu lassen, was Wilhelm Mößler verweigerte, so daß nach vergeblichen Vergleichsversuchen des Bürgermeisters ein Prozeß entstand, dem bald ein zweiter folgte. Die hinter den Häusern liegenden Gärten waren nämlich durch Geländer getrennt, und als Wilhelm Mößler ein solches nach der Feindschaften aufrichtete, wurde es von Karl

Brander unter dem Vorgeben hinweggerissen, daß der Nachbar den Zaun zu weit in sein Gebiet gesetzt habe. Wilhelm Mößler bestritt das, und da auch hier eine gütliche Einigung nicht zu erzielen war, wurden wieder die beiderseitigen Advokaten in Aktion gesetzt. Eines Tags erschlug Karl Brander des Nachbarns schöne Tigertöchter, die über die Mauer gesprungen war und ein Entlein würgte, was Wilhelm Mößler kurze Zeit darauf damit vergalt, daß er den treuen Tiras Branders, der ein Huhn bis in seinen Hof verfolgte, ohne weiteres niederschloß. So ging es fort und fort —

aus den ehemaligen Freunden waren die erbittertesten Widersacher geworden, trotzdem die Mutter Wilhelm Mößlers und der alte Brander unangeseht zum Frieden mahnten. Es kam sogar so weit, daß die Leute im Dorfe, wenn sie von zwei sich feindselig gesinnten Seelen sprachen, nicht mehr saßen: „Sie leben wie Hund und Katze“, sondern: „Sie leben wie der Mößlers Wilhelm und der Branders Karl“.

Karl Brander hatte wirklich sein Lindenhofener Mädchen geheiratet, und es war dem jungen Paar vor einem halben Jahr



Houdini befreit sich aus den Fesseln und den Tombs in Boston. (Mit Text.)



Eine 24-Stunden-Uhr. (Mit Text.)

bereits ein prächtiger Anbe von Gebatter Storch besichert worden. Die junge Frau schien friedfertigen Gemüts zu sein, denn sie hatte schon mehrmals bei ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen den beiderseitigen Diensthöfen ihre Leute zur Ruhe vermahnt; andererseits aber nahm sie von dem jungen Nachbar nicht die geringste Notiz, zeigte weder Verlegenheit bei zufälligen Begegnungen, noch verriet sie mit einer Miene, daß sie mit ihm an jenem Niederknien in so herzlicher Weise verkehrt hatte, daß es gewiß damals weniger Worte Wilhelms bedurft hätte, um die intimsten Beziehungen mit ihr anzuknüpfen. Wilhelm Köhler war vollständig Lust für sie. Nicht nur ärgerte er sich hierüber, sondern er fühlte auch jedesmal, wenn er die junge Frau sah, einen brennenden Schmerz im Innern, der ihn tagelang verstimmt. Er war eben eine der Naturen, deren sich nur schwer seelische Erregungen bemächtigen; sobald aber eine Empfindung, mochte es Liebe oder Haß sein, in ihm Platz gegriffen hatte, so hielt sie dauernd an, und trotz aller Selbstvorstellungen vermochte er sich nicht mehr von ihr zu lösen. Bei seinem hübschen Aussehen und seinen geordneten Verhältnissen hätte er an jedem Hause, das heiratsfähige Töchter barg, anknöpfen dürfen, ohne besüßchten zu müssen, einen Noth davonzutragen, aber trotzdem ihm die gute Mutter Tag für Tag mit Ermahnungen in den Ohren lag, endlich eine junge Frau in das Haus zu bringen, konnte er sich nicht dazu entschließen, eine Wahl zu treffen. Die unglückselige Neigung zu der Frau des feindlichen Nachbarn sah zu tief in seinem Herzen, so daß es für ihn ganz ausgeschlossen galt, an der Seite eines anderen Weibes glücklich zu werden. Auch wurzelte in ihm eine viel zu große Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe, als daß er eine solche aus Berechnung geschlossen hätte. Nein - lieb mußte er seine künftige Frau haben, mußte sich voll und ganz ihr mit lauterem Herzen hingeben können, denn ohne Liebe eine Ehe einzugehen, das erschien ihm gegen die Zukünftige gleichbedeutend mit Betrug.

Mutter und Sohn.

Mutter und Sohn waren an ihrem Hause angekommen. Recht anheimelnd nahm sich das einstöckige Gebäude mit dem davor liegenden kleinen Blumengärtchen und dem die ganze Front bedeckenden wilden Reinstock aus. Vor den blühblauen kleinen Fenstern schauten sich in zierlich gestrichenen Töpfen Fuchsen, Geranien und andere Kinder der Flora und erhöhten das Gemüthliche des Eindrucks. So konnte sich das Anwesen recht gut neben dem häßlichen nachbarlichen Neubau behaupten, der mit seinen Blendsteinen, den großen Glasfenstern seiner Fenster, vor welchen moderne Jalousien angebracht waren, wie eine Villa amütelte. Das alte Brandersche Haus, das früher an der Stelle des Neubaus stand und dem Köhlerschen Anwesen gleich wie ein Ei dem andern, hätte wohl auch noch hundert Jahre und länger ausgehalten; aber der Karl war einer von den Neumodischen - der mußte alles so modern wie möglich haben und hatte vor seiner Hochzeit seinen alten Vater so lange gequält, bis dieser in den Neubau willigte. Nun, die Branders hatten es ja und konnten sich so etwas leisten, um so mehr, als die junge Frau ja auch ein schönes Stück Geld mit in die Ehe gebracht hatte. Ganz städtisch wäre das junge Paar eingerichtet, wie die Leute erzählten: sogar eine Lichtanlage für Nadelgas hatte Karl Branders anbauen lassen, so daß alle Räume, selbst der Hof, taghell erleuchtet werden konnten. Nun - das konnten sie ja halten wie sie wollten - sie, die Köhlers, ging es nichts an. Ihnen war ihr altes, gemüthliches Bauernhaus lang gut genug, und wenn man müde gearbeitet war, sah es sich bei der Petroleumlampe gewiß ebenso schön, wie in der strahlenden Lichtflut, welche die neumodischen Lampen spendeten.

Aromatischer Maifestduft quoll den beiden aus der geöffneten Küche entgegen, als sie über den mit Sandsteinplatten belegten Vorplatz nach der Wohnstube gingen, die echt ländliches Gepräge trug und die fast sprichwörtlich gewordene nassauische Sauberkeit zeigte. Auf den blank gebohnten Möbeln und dem gestrichelten Fußboden zeigte sich kein Stäubchen, wie Gold glänzten die Messinggriffe der Türe, die Beschläge an dem wuchtigen Eichen-schrank und der gebogten Kommode, wie auch die Stäbe des zwischen den Fenstern hängenden Käfigs, in welchem Hänschen seine Triller schlug, und wie frischgefallener Schnee leuchteten an den Fenstern die kleinen Tüllvorhänge, wie auch die auf dem breiten Manapee liegenden Häfeldeckchen. Der große, aus der Wand ragende, von außen heizbare Ofen mit dem daneben stehenden lederbezogenen Sessel, die altertümliche Schrankuhr im Winkel, sowie das Kreuzifix mit darunter befindlichem Weihwasserfessel in der einen Ecke schufen mit den altmodischen Bildern an den Wänden und den verbliebenen Photographien über dem Sofa ein harmonisches Ganze, in welchem man sich unbedingt behaglich fühlen mußte.

Frau Köhler hatte ihr Tüllhäubchen abgelegt, das Gebetbuch in die Kommode geschlossen und ging nach der Nebenstube, um

ihren Sonntagsstaat gegen ein häusliches Gewand umzutauschen. Als sie wieder in die Wohnstube trat, brachte eben die alte Mame die schon seit fast einem halben Jahrhundert im Hause bedienete Magd, auf einer Holzplatte das blaueblüme Kaffeegeschirr auf einen Teller voll Sonntagskuchen und legte alles auf den Tisch, über welchen die Hausfrau eine buntgewürfelte Decke gebreitet hatte.

Schweigend ließen sich Mutter und Sohn nieder. Erstere füllte die Tassen mit dem dampfenden Trank, nahm ein Stück Kuchen und tauchte dasselbe bedächtig in ihre Tasse, dabei immer bittende Blicke auf den jungen Mann werfend, als wolle sie die aufgeregte Stimmung, in welcher er sich offenbar befand, beschwichtigen.

„Will's Gott, behalle wir des schöne Wetter noch acht Tag“, meinte sie endlich. „Wenn's nur nit in die Blut (Müte) hinein regent, daß es widder emol gehörig Appel gibt! Vor zwaa Johr war des so jammer und schad, wie alles so schön geblüht hat un wie dann der kalte Regen komm' is!“

Wilhelm fuhr aus seinem Sinnen empor. Die Worte der Mutter paßten genau zu dem, was ihm soeben durch den Mami gegangen war, und in bitterem Ton erwiderte er:

„Do habt Ihr recht, Mutter! Vor zwaa Johr hot's so schön geblüht un uff aamol war's mit aller Hoffnung vorbei! Was kann mer do mache? Mer muß ewe still halte und muß derke, daß es in eme annere Johr besser klappt!“

Die Mutter verstand den Doppelsinn der Rede und sagte mahnend: „Bei dir scheint's aber überhaupt nit mehr klappe zu wolle, weil du dich gar nit über die Geschichte hinaussetze kannst!“

„Über welsch Geschichte, Mutter? Ich waas jo gar nit, was Ihr maant!“

„Spiel doch mit mir laa Versteckesches, Willem! Ich waas ganz genau, wo dich de Schuh drückt - do müßt ich jo nit der Mutter sein, die's von jeher verstanne hot, in dich zu gucke wie in en Spiegel! Du bist grad wie dein Vatter selig - nimmt alles zu schwer im Lebe! Dei ganz Herz host domols an der Mädche gehängt, und wie dir's von dem annere eweggeschnoort is worn, do hot dir des en Klaps for dei ganz Leue gewe! Müßt dich doch endlich uff un denk: es hot nit sein solle! Es gibt doch noch mehr saubere Mädcher uff der Welt! Do könnt ich dir glig e Duzend an de Finger herzähle, die all for dich paße! Do is des Schreibers Fetzche, des Merne Anna, des Fuchse Pies...“

„Kant Ihr schon widder an, Mutter?“ unterbrach der Sohn die Sprecherin. „Ihr wißt doch, daß jed Wort dodrüber zu viel is! Muß dann partu geheirat sein? Dein Bruder, der Dack Christoph, is doch aach einschichtig gebliebe, un es geht ihm nit im Lebe ab!“

„Weil er immer alert (fröhlich) und mit eme Spas bei der Hand is, maant du, es ging ihm nit ab, dem Dack Christoph?“ entgegnete die Mutter. „Wenn's dem noch gange wär, du hatt er fraa un Kinner, aber es is ihm grad so gange wie dir grad so sag ich! - Viel schlummer is es ihm gange wie dir! Aber er hot sich drüber hinausgesetzt - hot's mit der Zeit sich anre wöhnt, über des ganze Leue zu lache, wenn ihm aach des Herz geblut hot! Der alt Schulmaaster selig hot immer gesagt, mein guter Bruder wär en Philosoph im Bauernkittel! Was des is, en Philosoph - des waas ich nit - ich denk mir aber, des müß anner sein, der sich in alles schickt, was der liebe Gott fügt - so uff die Art anner wie der arm Hiob im alte Testament! So viel is gewiß, daß der Christoph die best' Seel von der Welt is! Ohne den wär ich als Jung Ding ins Wasser gange vor Land mit und ohne den hatt' ich mir vielleicht heut die bitterste Porwürfe zu mache. Der hot's verstanne, mich uffzurichte un hot's verstanne, mich zu lerne, wie mer feurige Kohle uff des Haan von sein Widersacher sammelt, trotzdem er selbst vor Angst un Nummer ganz ansenamer war!“

Die Greisin hatte zuletzt mit zitternder Stimme gesprochen, durch welche es wie verhaltenes Schluchzen klang. Jetzt zog sie das Taschentuch hervor und wischte sich damit über die Augen, sichtlich bemüht, die mächtige, von der Erimmerung gewekte Erregung zu unterdrücken.

(Sohns fort.)

Geheimnis der Entfesselungskunst.

(Mit vier Abbildungen.)

Der berühmte amerikanische Entfesselungskünstler Gondini, dessen verblüffende Tricks nicht nur das große Publikum, sondern auch die Sachverständigen der alten und der neuen Welt, Fesselfabrikanten, Polizisten und Gefängnisbeamte in Erstaunen versetzen, hat tatsächlich den Beweis erbracht, daß er sich aus jeder Fessel und aus den feinsten Mörderzellen zu befreien imstande ist. In Amerika nennt man ihn deshalb den amerikanischen Trud. Man hätte ihn ebensogut auch den amerikanischen Figaro, Casanova, Cartouche, Picard, Ficker, Pierre Petit, John Seward, Vidocq oder wie die übrigen berühmten Ausbrecher auf

reißen mögen, nehmen können. Der niederheinische Räuberhauptmann Becker ist aus hundert Gefängnissen entsprungen, bis im Mainz sein Schicksal erreichte. Vidocq erzählt, daß er mit einer Wirtin in wenigen Stunden die stärksten Bagnolletten zum Sprengen brachte. Baron Trenck, der in Magdeburg um die Hände, die Füße und den Leib Eisenringe und Ketten im Gewicht von 68 Pfund trug, berichtet in seiner „Werkwürdigen Lebensgeschichte“ über seinen ersten Entfesselungsversuch: „Die rechte Hand brachte ich glücklich durch die Schelle, obgleich das Blut unter den Nägeln gerann. Die linke aber konnte ich nicht herausbringen. Ich warf aber mit einigen Stücken Ziegelsteinen, die ich von meinem Sitze losschlug, so glücklich an dem nur nachlässig verschmierten Stifte der Handschelle, daß ich sie herausziehen, und auch diese Faust befreien konnte. An dem Ringe um den Leib war nur ein Haken mit der Kette an der Armspange befestigt; ich stemmte die Füße gegen die Wand und konnte ihn aufbringen. Nun blieb nur noch die Hauptkette zwischen Mauer und Fuß übrig, ich drückte dieselbe übereinander, sprang mit aller Kraft von der Mauer weg und zwei Gelenke zerprangen auf einmal. Von Fesseln frei, glaubte ich mich schon glücklich u. s. w.“

In diesen Zeiten ist das ganze Geheimnis auch der modernen Entfesselungskunst erhalten. Trencks Zeitgenossen waren „unüberwindlich“ nach Meinung seiner Kerkermeister, und dennoch hatten sie ihre Schlüssel: den nachlässig verschmierten Stift! So haben alle modernen Fesseln, auch die kunstvollsten, und es gibt deren mehr als 200 Arten — in den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es allein 175 verschiedene Handschellen — ihre Schwächen, deren schwächste darin besteht, daß sie alle fabrikmäßig hergestellt werden. Viele, besonders die mit Scharnier und

Schloß lassen sich dadurch öffnen, daß man sie mit dem Scharnier und Schlüsselloch fest auf einen harten Gegenstand schlägt. Dann zerlegen sie von selbst auf. Houdini benutzte eine oberhalb des Knies an den Hosenträgern befestigte Bleiplatte dazu, die, um das Knirschen zu vermeiden, angenäht und so verbogen war, daß sie sich der Krümmung des Beines vollkommen anpaßte. Da die meisten Fesseln Schnappschlösser haben, ist diese Methode ziemlich sicher, so daß ein Verbrecher sich rühmen konnte, alle Eisen durch bloßes Anschlagen auf einen Amboss öffnen zu wollen. Wo ist der Schlüssel, mit der mit zwei verschiebbaren Drahtbärten (B und C auf unserer Abbildung) versehenen Skelettschlüssel oder ein dünner, aus bestem Aluvidrath gefertigter Dietrich, die man am sichersten in einem aus Metall bestehenden „falschen Finger“ verbirgt, in Funktion. Man führt Schlüssel oder Dietrich mit den Zähnen in das Schloß ein und schließt durch Drehen des Schlüssels in verschiedenen Richtungen das Schloß auf, worauf man ihn wieder im „falschen Finger“ verbirgt. Übung macht auch hier den Meister und Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Hauptbedingung ist nebenbei, daß man ein so ausgezeichnetes Fesseler und Schlössermeister wie Houdini ist und gleich ihm gelernt hat, seine linke Hand wie Bosco und seine rechte wie Belladimi zu gebrauchen.

Houdinis sensationellste Leistungen waren seine Flucht aus der Mörderzelle des Staatsgefängnisses zu Washington im Januar 1907 und seine Selbstbefreiung aus dem Boston Tombs, den Mörderzellen in Boston, am 20. März 1906. Diese Verliese galten für absolut fluchtlos. Polizeidirektor Preece selbst überwachte die komplizierte Fesselung und Einschließung des Künstlers, dessen Kleider in eine besondere Zelle verschlossen wurden. Genau 16 Minuten später kam man ihn, vollkommen angezogen, nur ohne Kragen und Krawatte, über den Gefängnishof entfliehen. Sofort stürmten die Beobachter in das Direktionsbureau und meldeten die Flucht. Die Zelle, in der Houdinis Kleider eingeschlossen waren, wurde weit geöffnet gefunden. Auch die Zelle, in der er selbst schwer gefesselt eingesperrt war, stand weit offen; auf dem Boden aber lagen die Fesseln. Die russische Hand- und Fußkette, die eines der kompliziertesten Schlösser besitzt, galt ebenfalls als ausbruchssicher. Houdini befreite sich in 12 Minuten davon. Etwas mehr Zeit gebrauchte er bei der kalifornischen Zwickel und der ihr ähnlichen holländischen Fessel zum Krümmen. Das Geheimnis dieser äußerst schwierigen und komplizierten Entfesselungskünste gibt der amerikanische Trend natürlich

nicht preis, „um“, wie er sagte, „die Position der Verbrecher der Polizei gegenüber nicht noch mehr zu stärken.“ W. K.

Wie Nahrungsmittelfälscher früher bestraft wurden.

Von W. Kabel.

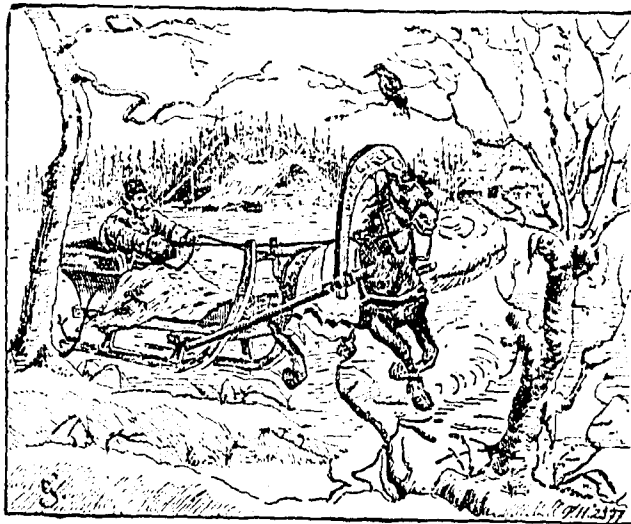
(Nachdruck verboten.)

Die Strafen für Nahrungsmittelverfälschung waren in allen Zeiten besonders hart. Während das heute geltende deutsche Reichsgesetz betreffend den Verkehr mit Nahrungs- und Genussmitteln den Fälscher nur mit Freiheits-, Geld- und Ehrenstrafen bedroht, waren die Strafen in früheren Jahrhunderten bedeutend drastischer, erfüllten aber ihren Zweck mindestens ebenso gut.

In einem Bittgesuch, das die Einwohner der französischen Stadt Amberg 1481 an die Behörden richteten, finden wir folgende bewegliche Klage: „Die armen Leute, die auf die Märkte einkaufen gehen, werden immer wieder durch die Bauern hintergangen, die schlechte Lebensmittel, wie alte und saure Eier, saure oder verwässerte Milch, Butter, in die man Rüben oder Steine hinein getan hat, zum Verkauf bringen.“

Die französische Regierung erließ zum Beispiel auf diese Petition folgende Strafvorschriften: „Jeder Person, die verwässerte Milch verkauft, soll ein Trichter in den Schlund gesteckt und durch die Löcher so viel Milch eingegossen werden, wie sie ohne Lebensgefahr vertragen kann. — Jeder, der mit Rüben, Steinen usw. beschwerte Butter verkauft, soll öffentlich an einem Pfahl gebunden werden. Man packe ihm dann die Butter auf den Kopf und lasse ihn so lang von der Sonne bescheimen, bis sie herunterfließt. Die Hunde mögen

Vererbild.



Wo ist der Wolf?

sie ablecken und der Pöbel mag nach Belieben seinen Spott mit ihm treiben. Bei schlechtem Wetter setze man solche Leute in einem öffentlichen und für alle zugänglichen Raum des Gefängnisses einem starken Feuer aus. — Jeder, der saure Eier verkauft, wird an den Pfänger gestellt. Die sauren Eier gebe man Kindern in die Hand, auf daß sie damit nach dem Übeltäter werfen und den Vorübergehenden so ein Vergnügen bereiten.“

Im Jahre 1475 sah sich Kaiser Friedrich III. genötigt, mit Edikten gegen die Weinfälscher vorzugehen. In einem der Strafparagrafen hieß es: „Es soll aber dem Weinfälscher im Gefängnis nur das zum Trinken gereicht werden, was er zum Fälschen des Weines benutzte und was sonst von Menschen nicht getrunken wird. Wenn man bedenkt, daß die Weinpantischer damals zumeist gefärbten Essig zur Vermischung des reinen Traubensaftes verwandten, so wird man sich leicht eine Vorstellung von dem „sauren“ Dasein des Gefangenen machen können, zumal die Dauer der angedrohten Gefängnisstrafe nicht unter vier Wochen betrug.“

Ein rechtsgelehrter Arbeiter.

Ein Arbeiter aus einer Londoner Vorstadt, dessen Frau ein kleines Grüntraumgeschäft besitzt, war von einem Richter zu einer Geldstrafe von zehn Schilling verurteilt worden, weil er am Sonntag den Laden offen gehalten hatte. Der Verurteilte wollte den Betrag sofort bezahlen und zwar in Farthings, welche die kleinsten englischen Münzen sind.

Der Gerichtshof lehnte es aber ab, diesen Haufen von Kupfermünzen anzunehmen und tat dem Arbeiter zu wissen, daß er innerhalb vierundzwanzig Stunden die Strafe in Silber zu erlegen habe.

Der Verurteilte kannte aber das Gesetz seines Landes ganz gründlich und erschien am nächsten Tage mit einem Gesetzbuch in der Hand vor dem Richter, um zu beweisen, daß Kupfergeld bis zum Betrage von zwei Pfund Sterling unbedingt angenommen werden müsse.

Der Gerichtshof mußte zugeben, daß der Arbeiter recht hatte und erklärte sich bereit, die zehn Schilling in Kupfer anzunehmen. — Der Richter hatte jedoch seine Rechnung ohne den Wirt gemacht; der rechtsgelehrte Arbeiter zog nämlich sein Gesetzbuch noch einmal hervor und wies nach, daß der Gerichtshof kein Recht mehr habe, den Betrag der Strafe einzufordern, da

eine Geldstrafe, deren Annahme verweigert worden sei, nicht mehr gezahlt zu werden brauche.

Diese unerwartete „Rechtsbelehrung“ des geschicklichen Arbeiters im Gerichtssaal erregte große Heiterkeit, nur einer lachte nicht mit, und das war der Richter.

Unsere Bilder

Zur 25-Jahr-Feier des Instituts Pasteur in Paris: Das Denkmal für den ersten von Pasteur gegen Tollwut geimpften Menschen. Unser Bild zeigt das vor dem Institut Pasteur in Paris aufgestellte Denkmal, das den jungen Hirten Jupville zeigt, und neben dem Denkmal steht der damalige Diktator Jupville selbst, der jetzt Vorkler im Pasteurischen Institut ist.

Hinterlistig. Die kleine Schwester, die dem Frieden nicht traut und sich ängstlich an die Hand der größeren Schwester klammert, hat ein ahnungsvolleres Gemüt als diese, die vertrauensselig auf den Nachbarsfriedel zudreht. Daß dieses Bräutchen nichts Gutes im Schilde führt, sieht man schon seinen verärgerten Augen an, die hinterlistig lauernd auf die beiden Mädchen gerichtet sind.



1. „2000 Mark hast du für dein abgebranntes Haus bekommen; ist das nicht sehr wenig?“
2. „Das erstmal kann man doch nicht gleich so unverschämt sein!“

Eine Sänfte in Mozambique. Nur selten sieht man in den Straßen von Mozambique Europäer gehen. Zu geschäftlichen wie zu privaten Besuchen bedienen sie sich einer Sänfte, der sogenannten „Machilla“, die mit einem Sonnendeck zum Schutze gegen die Sonne versehen ist und von vier Eingeborenen getragen wird.

Zur Frage der Einführung der 24-Stundenzelt: Eine 24-Stunden-Uhr. Der viele hundert Jahre alte Glockenturm auf dem Hafenplatz von Niva besitzt eine Uhr, die 24 Stunden anzeigt. Der Vorteil dieser Zeitrechnung, besonders für den Eisenbahnbetrieb, ist ein außerordentlich großer. Die Uhr meines Bildes gibt die Vormittagszeit vermittels des inneren römischen Zifferblattes und die Nachmittagszeit durch Ablesen des äußeren römischen Zifferblattes an. Viele italienische Uhren sind auch mit automatischer Zahlenumschaltung versehen.

Allerlei

Schlagender Beweis. Gattin: „Paul, sag' was du willst. . . du liebst mich nicht mehr! Jetzt um halb ein Uhr kommst du erst aus deiner Stube!“ — Gatte: „Ich dich nicht mehr lieben. . .? Wo ich fort gegangen bin, wo's frisch angepfl. wurde!“

Schlau. Gast (zum Major): „Sie haben mit den Mädchen wirklich ein großes Glück! . . . Sagen Sie mir nur, wie Sie das immer so treffen!“ — Major: „Ganz einfach! . . . Den bestgenährten Soldaten meines Bataillons frage ich nach seiner Geliebten und die engagiere ich dann um jeden Preis!“

Empfehlung. Hausfrau (zum Dienstmädchen): „Können Sie auch gut plätten? Mein voriges Mädchen verbrannte mir alles Leinwand!“ — Mädchen: „Die muß toa guate Kas'n g'habt hab'n! I met's aber g'ut, wann's brandig riecht!“

Sonderbare Beauftragung. In einer geschriebenen brandenburgischen Chronik vom Jahre 1597 liest man: „Die Herren von Bellow waren so reich und prächtig, daß sie eigene Trompeter gehalten, und wenn sie vom Bankettieren anständig gewesen, haben sie, zu voraus an Markttagen in den Wochen mit den Herden durch die Töpfe gerennet, dieselben zertreten und jenseit bar bezahlt. Und wenn die Herde erhitet und schwitzend geworden, vor die Stadtkeller geritten und dieselben mit Wein (Malvasier) besoffen und gebadet.“

Ein Schlaufopf. Ein Künstler meldet sich bei einem Theaterdirektor. Er will ein paar Lieder singen und einen Charakterakt ausführen; dafür verlangt er zehn Franken pro Abend. Der Direktor sieht ihn an und läßt in seinem Gedächtnis, der Mann kommt ihm bekannt vor. „Sind Sie nicht einmal“, sagt er dann, „mit einer Wandersuppe im Theater von Wien aufgetreten?“ — „Ja wohl“, war die Antwort. — „Aber da waren Sie ja aber ganz abscheulich“, bemerkte der Direktor. — „Ich konnte nicht anders“, lautete die Antwort. — „Wie denn?“ — „Der Direktor bezahlte keine Künstler nicht. Wenn ich nun gut spielte, wurde ich applaudiert, während ich vor Hunger fast starb. Spielte ich aber schlecht, so warf man mich mit Äpfeln, und da hatte ich wenigstens etwas zu essen.“

Gemeinnütziges

Schokoladenguß für Torten. 5 Eßlöffel Zucker löst man mit etwas Wasser die, gibt 3 Kaffeelöffel Kakao in etwas Wasser verrührt hinzu, mischt 3 Blatt Gelatine, in Wasser gelöst, unter die Masse. Etwas abgekühlt, streicht man diese auf Kuchen. Dieser Guß trocknet schnell, ist schön blank und nicht hart.

Vergoldete Spiegelrahmen gewinnen ihren Glanz wieder, wenn sie mit gelbem gewaschem Eucalyptus abgerieben und nachdem gründlich abgelebert werden.

Gerätem im Winterquartier lassen sich trotz geringen Stiefens leicht, wenn die stehende Teile nicht entfernt werden, selbst die kleinen braunen Schuppen abtragen, ist die Fäulnis unbedenklich auf dem Zaun, weshalb häufiges Putzen notwendig ist.

Ältere Gänse fangen zum Teil schon im Januar an zu legen. Der Gänsezüchter begünne daher mit der Bereinigung des Legenehes. Die Einrichtung muß am besten so gemacht, daß das Nest als Brutnest brauchbar ist.

Auf jedem Bienenstand sollten zur Zeit der Reinigungsausflüge mehrere Stöckel schwarzer Dachpappe zur Verfügung bereit liegen. Wir breiten sie, wenn der Flug anhebt, vor dem Bienenhaufe aus. Infolge der schwarzen Farbe erwidern sich die Dachpappen sehr rasch und bieten so den erstmals ausfliegenden, noch recht matten, müd heimkehrenden Bienen eine bequeme letzte Ruhestätte vor dem Einfluge. Wir retten damit eine Menge Bienen, die sonst bei dem geringsten Temperatursturz auf dem noch feuchten, kalten Boden erstarren würden.

Aufzählung

K	A	L	F	E
A	D	E	L	E
L	E	V	I	T
E	L	I	S	E
B	E	T	E	R

Kalte Fußjohlenbäder haben sich gegen Zahnschmerzen als äußerst wirksam erwiesen. — In den Bädern wird nur wenig, aber recht kaltes Wasser benutzt. Die Fußjohlen sind tüchtig aufeinander zu reiben.

Scherzrätsel.

Erstham ist, was ich euch lübe:
Zwei der Silben hat mein Wort;
Doch noch zwei behält man übrig.
Wenn man nimmt die erste fort:
Und mich Ganges ist nicht ganz
Leier, ratet mir, wer kann's?
Melitta Vera.

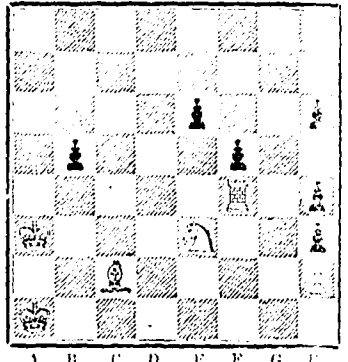
Namenzettel.

A	A	B	D	D	D	E	E	E
G		L		N		R		S
G		M		O		R		U
L		N		O		R		U

Vorstehende Buchstaben sind so zu ordnen, daß die obere Querreihe eine deutsche Stadt und die 5 Zentralkreuzen bezeichnen sollen: 1) Einen Planeten, 2) Eine Farbe, 3) Ein Säugtier, 4) Ein Geschäft, 5) Ein Metall.

Problem Nr. 97.

Von G. Rommel, Schwelm.
(Wupp. Wochenblatt 1912.)
Schwarz.



Weiße.
Matt in 5 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Kasse, Koffel. — Des Homonymus: Zeller, Ude. Des Vokalrhythms: Emil, Emir. — Des Bilderrätsels: Wie um den T. . . der Menge werben, Nacht ruhig leben und sich herben.

Alle Rechte vorbehalten.